

LUDWIG WILHELM

Markgraf von Baden

„Der Türkenlouis.“

Ein Lebensbild.

Festrede

zur Feier

des

Geburtstages Sr. Maj. des deutschen Kaisers

am 26. Januar 1903

von

Dr. Karl J. Bauer.

Heidelberg.

Buchdruckerei von E. Geisendörfer

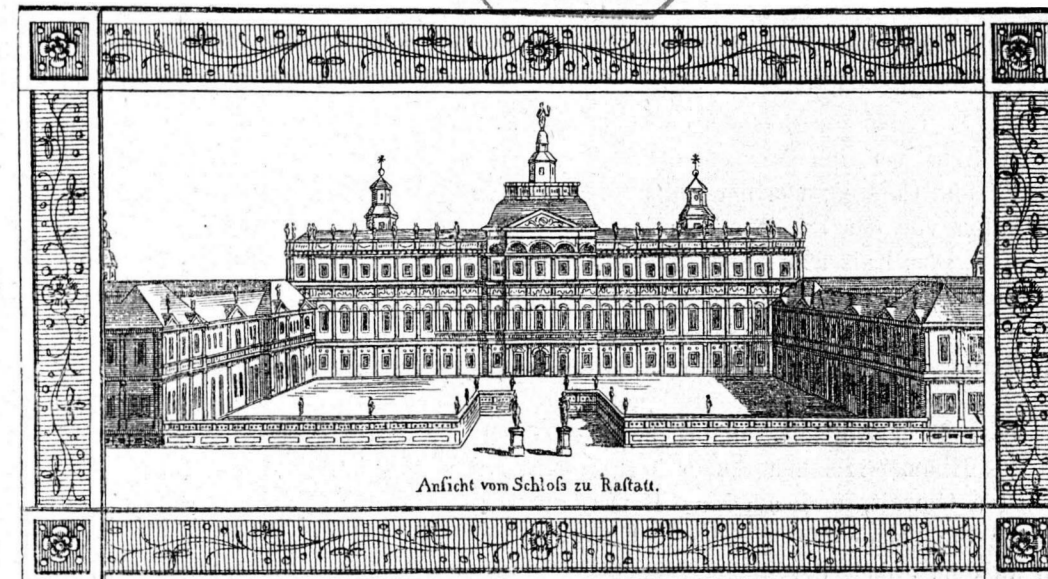
1904.

Univ.-Bibl.

München.



AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.



Hochansehnliche Festversammlung!

Verehrte Kollegen! Liebe Schüler!

Sophokles lässt in seiner Antigone den König Kreon also sprechen: „Dem muss man folgen, den der Staat zum Herrscher setzt. . . . Der Uebel grösstes ist die Anarchie; sie stürzt die Staaten und vertreibt von Haus und Hof die Bürger; sie durchbricht der Waffenbrüder Reihn, dass feig sie fliehen. Doch wo Ordnung fest regiert, da sichert der Gehorsam vieler Menschen Heil“¹⁾.

Im Alten Testamente, im ersten Buche der Könige, lesen wir, wie das Volk einen König verlangt, der es richte, vor ihm herziehe und seine Kriege führe. Auf Gottes Befehl wurde Saul zum Könige gesalbt, und Samuel sprach zu dem ganzen Volke: „Wahrlich, da seht ihr, den der Herr erwählt hat; denn seinesgleichen ist nicht im ganzen Volke. Da schrie das Volk: „**Es lebe der König!**“ Samuel aber verkündete dem Volke das Recht des Königtums und schrieb es in ein Buch und legte es hin vor den Herrn und sprach: Das wird das Recht des Königs sein: Eure Söhne wird er nehmen und sie zu seinen Reitern machen und zu Läufern vor seinen Wagen und wird sie setzen zu seinen Hauptleuten über tausend und über hundert und zu Ackerleuten seines Feldes und zu Schnittern seiner Saaten und zu Schmieden für seine Waffen und Wagen. Eure Saaten und die Einkünfte eurer Weinberge, eure Herden wird er zehnten, und ihr werdet seine Knechte sein.“²⁾

Im Neuen Testamente, im ersten Petrusbriefe, findet sich die schöne Mahnung: „Seid untertan der menschlichen Obrigkeit um Gottes willen, sei es dem Könige, welcher der Höchste ist, oder den Statthaltern, die von ihm abgeordnet sind; denn so ist es

¹⁾ Soph. Antig. 670. (G. Wendt, Soph. Tragödien).

²⁾ 1. Sam. 8 und 10.

der Wille Gottes¹⁾. Und im nämlichen Briefe lesen wir das inhaltreiche Wort: „Fürchtet Gott und ehret den König!“²⁾.

So reden in gleicher oder doch ähnlicher Weise Heidentum, Judentum und Christentum von der Menschen Pflicht gegen die weltliche Obrigkeit, gegen Kaiser, Könige und Fürsten, von der Pflicht der Treue, des Bürgersinnes und der Vaterlandsliebe, überhaupt von der Pflicht, „dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist.“³⁾

„Dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist“: In solcher Gesinnung versammelten wir uns hier, um durch Gesang und Wort, unter stillen und lauten Wünschen unsere Freude zu bezeigen, die uns heute und morgen mit dem gesamten deutschen Volke durchdringt bei der Wiederkehr des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm II.

Morgen rufen uns die hellen Kirchenglocken zur heiligen Stätte, wo wir mit besonderer Andacht mitsprechen das Gebet für unsers Kaisers erhabene Majestät, um des Himmels reichen Segen herabzufließen auf ihn, den gottgewollten Träger der höchsten Gewalt, und auf das Kaiserliche Haus. Heute ist es eine einfache Vorfeier, zu der die Schule ihre Glieder und Freunde versammelt. Ahnend nimmt die Jugend teil an dem Jubel, der die verschiedenen Stämme des geeinigten deutschen Reiches in Nord und Süd, in West und Ost erfüllt, mit vollem Bewusstsein das reifere Alter; aber alle, die alten und jungen Herzen, sind davon durchdrungen, dass es gilt, etwas Grosses zu feiern, dass des Kaisers Geburtstag ein Volksfest ist, ja ein Gedenktag ganz eigener Art: Begehen wir doch dieses Wiegenfest nicht bloss als einen Tag deutscher Treue und Loyalität, sondern gerade der historische Hintergrund verleiht der Feier so recht ihre Bedeutung und Weihe. An den persönlichen Zug des Herzens zu unserm Kaiser und seinem Hause, der lauter, lebendiger und wärmer zur Geltung kommt in solchen Stunden patriotischen Sinnes und reiner Begeisterung, knüpfen sich bei uns leicht und von selbst Gedanken und Erinnerungen geschichtlicher Art: Der Rückblick auf eine reiche Vergangenheit und nicht weniger die Aussicht auf Entwicklungen in der Zukunft.

Und wenn nach den Worten unsers Durchl. Grossherzogs⁴⁾ „die Geschichte der Faktor im Leben ist, der vorzugsweise gepflegt werden soll, damit immer auf das Fortschreiten dessen hingewiesen wird, was vorhanden war und wie es entstanden ist“, so möchte ich mir erlauben, Ihre Aufmerksamkeit für einige Zeit auf Deutschlands Vergangenheit hinzulenken, und da wir noch immer unter dem mächtigen Eindruck des im vorigen Jahre so glänzend gefeierten fünfzigjährigen Regierungsjubiläums unsers Landesfürsten, jenes einzig schönen Festes stehen, so möchte ich, um eine der vornehmsten Aufgaben jeder Schule, „die Belebung der vaterländischen Gesinnung“⁵⁾ zu fördern, in grossen Zügen das Lebensbild eines Fürsten zeichnen, der, als Ast der uralten Zähringer Eiche, unter allen Gliedern dieses erhabenen Herrschergeschlechtes durch Kriegerglorie, hohes Ansehen, sowie durch echt deutsche Gesinnung und Tatkraft bedeutend hervorragt. Es ist einer der fünf grossen Generallieutenants der österreichischen Monarchie, des Kaisers Leopold I. nie besiegtter Feldherr in den Feldzügen gegen die Türken und die Franzosen:

Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden.

Ludwig Wilhelm, Markgraf von Baden⁶⁾, geboren am 8. April 1655 zu Paris, entstammte einer überaus unglücklichen Ehe. Sein Vater, der badische Erbprinz Ferdinand

¹⁾ 1. Petr. 2, 13. ²⁾ 1. Petr. 2, 17. ³⁾ Mt. 22, 21.

⁴⁾ J. Katz, Ansprachen Seiner Königl. Hoheit des Grossherzogs Friedrich, Karlsruhe 1902.

⁵⁾ G. Wendt, Reden aus der Schule und für die Schule, Karlsruhe 1899.

⁶⁾ A. Schulte, Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden, I² Heidelberg 1901. (C. Winter.)

Maximilian, hatte am Hofe des Sonnenkönigs Ludwig XIV. mit Erfolg um die Hand der Luise Christine, der 26jährigen Tochter des Prinzen von Savoyen-Carignan, angehalten. Nach der Vermählung schob aber die ränkesüchtige Mutter Maria von Bourbon die Abreise ihrer Tochter unter nichtigem Vorwande hinaus, und auch die junge Frau fand das Leben und Treiben am Pariser Hofe, der damals als Mittelpunkt der gebildeten Welt galt, anziehender als den Aufenthalt zu Baden oder gar auf dem einsamen Schlosse zu Mahlberg im badischen Oberlande. Von Tag zu Tag sah sich der edle Ferdinand, der, seinem Herzensbedürfnisse folgend, ein inniges Familienleben erstrebte und in der Heimat seinen Vater in der Verwaltung des Landes unterstützen wollte, hingehalten, und es blieb ihm kein anderer Ausweg als die Anwendung von Gewalt: Durch einen savoyardischen Edelmann liess er das drei Monate alte Kind aus dem Hause der Mutter nach seiner Residenz Baden bringen. Von nun an sah der Markgraf nie mehr seine Gemahlin, diese nie ihren Sohn, dieser nie seine Geburtsstätte Paris wieder.

So lebten Vater und Kind ohne die Seele der Familie, die Mutter, 14 Jahre zu Baden. Kein freundlicher Brief wurde gewechselt; der Verkehr beschränkte sich auf die Erledigung der nötigen Geschäfte. Selbst das Schreiben, in welchem Ludwig Wilhelm den Tod des Vaters der französischen Mutter anzeigt, offenbart in dem Tone kalter Höflichkeit die ganze Verbitterung des deutschen Gemütes, und treu befolgte dieser den wohlmeinenden Rat seines Vaters: „Bei dem Pariser Hof muss man sich sonderlich befehligen, wohl bei den Damen daran zu sein, aber fliehen wie die Pest, eine daraus zu heiraten; denn sonst wirst du dein Lebtag keine Ruhe haben und dein Haus gänzlich unterminiren. Glaub mir dieses, mein liebes Kind, und lass dir deine eigene Mutter eine Witzigung sein, dihe mann für dehn besten Humor under allen bey ganzem hoff gehalten und dan noch vohn ihrer mutter und leihten also wunderlich verfiren und abwendig machen lassen“¹⁾.

Hatte so der milde Sonnenschein mütterlicher Liebe nie in das Antlitz und die Seele des Knaben und Jünglings geleuchtet, so sollte dieser im Alter von 14 Jahren auch der schützenden Hand des Vaters beraubt werden, der bei einem Jagdausflug am Pfälzerhof in Heidelberg durch unvorsichtige Handhabung seines Gewehres am 4. Nov. 1669 ums Leben kam.

Wie edel und vornehm dieser begabte, gebildete und fromm gesinnte Fürst dachte, und wie vor allem die sorgfältige und strenge Erziehung des einzigen Sohnes, „seines schätzbarsten Kleinods“²⁾, Herzenssache war, beweisen zwei Instruktionen³⁾, die er hinterliess, und die unter den Fürstenspiegeln aller Zeiten einen hervorragenden Platz einnehmen. Da trägt ein Kapitel die Ueberschrift: „Wie sich mein Sohn gegen Gott zu halten“, ein 2., 3. und 4. „Wie gegen den Papst“, „Wie gegen den Kaiser“, „Wie gegen den König von Frankreich“; überhaupt atmet die ganze Unterweisung in jeder Zeile die friedliebende, auf das Wohl der Untertanen, wie auf des eigenen Hauses Glück bedachte Gesinnung, klares und reifes Urteil, tiefernste Gottesfurcht, lebhaftes Pflichtgefühl und einen durch schwere Erfahrungen geprüften Ernst.

Wie hoch steht doch der Markgraf über den meisten seiner Zeitgenossen, wenn er Toleranz verkündet mit den schönen Worten: „Weiss keinen Widerwillen oder Feind-

¹⁾ A. Krieger in Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins. N. F. IV, 76. (Instruktionen für die Erziehung des Markgrafen Ludwig Wilhelm).

²⁾ L. Jung (L. Bernow), Das Buch vom Türkenlouis, Achern 1897.

³⁾ Die eigentliche Erziehungsinstruktion stammt schon aus dem Jahre 1657.

schaft gegen die, welche anderer Religion zugetan sind, dann Gott begäret nicht, das der klahuben mit gewaldt eingetrungen, sondern freiwillig in dihe herzen gepflanzt werde.“ Kein Wunder, wenn nach solcher Lehre und solch väterlichem Beispiele die Beziehungen zu Baden-Durlach durchaus ungetrübte, ja herzliche waren. Wie selten finden sich in der Zeit der Hexenprozesse Anschauungen wie die folgenden: „Verdamme nicht leicht zum Tode, denn es ist besser zehn Schuldigen zu verzeihen als einen Unschuldigen um das Leben zu bringen.“¹⁾

Dass alles erzieherische Einwirken von aussen, dem Sonnenschein und Regen vergleichbar, das Gemüt erfassen, durchdringen, zu selbständigem Mitwirken anregen und die Eigenart des werdenden Charakters berücksichtigen müsse, bedachte und betätigte der Vater sehr wohl, und es ist eine weise Aeusserung seines obersten Grundsatzes, wenn er einmal zu seinem Sohn die goldenen Worte sprach: „Ich will das Eisen glühend machen, du aber musst es hernach wissen und lernen zu schmieden nach deinem Gebrauch!“

Ferdinands Sinn war einzig auf die Werke des Friedens gerichtet. Im 30jährigen Kriege aufgewachsen, hatte er die wechselnden Geschicke seines Hauses, all den Jammer, der über die badischen Lande hereingebrochen war, miterlebt, und wie der benachbarte Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz, so wollte auch er seinen Ruhm darin finden, „da alles verschuldet und verhaftet, in Abgang und Ruin“ war, aus den Einöden wieder blühende Landschaften zu machen. Auch sein Sohn sollte ein Friedensfürst werden. Daher lautete die Instruktion, die dessen Anteilnahme am Kriegsleben regelte: „Man solle es nicht unterlassen, wann ess dihe occasion gibt, da einige krieg an ordt und enden weren, ihnen auch etwan ein monat 3, doch ohne schargen, beiw wohnen zu lassen, damit er ein heroichss nicht aber bellicosichss gemiht alm sich nemmen, auch wo ehr angriffen sich der gebir und mitt manir zu weren wisse.“

Hätte der friedliebende Vater ahnen können, dass aus dem Volontär, der nur drei Monate in einem Hauptquartier zubringen sollte, der „Türkenlouis“ hervorging, einer der grössten Kriegshelden aller Zeiten, der gefeiertste Mann seines Stammes, welcher der Reihe nach alle militärischen Chargen bis zum Oberstkommandierenden durchlief, der 27 Feldzüge mitmachte, 25 Belagerungen leitete, 13 grosse Schlachten schlug und immer Sieger blieb, bis Krankheit und Kummer, die Folgen seiner Strapazen, Wunden und Kränkungen, ihm den Feldherrnstab aus der Hand nahmen²⁾, von dem der Dichter mit Recht singt:

„Aus Badens Stamm entsprungen,
Von deutschem Blut durchdrungen,
Treufest und ritterlich.
Ein nie besiegtter Ringer,
Das war der Türkenzwinger,
Der Markgraf Ludewig.“³⁾

Unser Held hatte das Glück, an seinen nächsten Verwandten die besten Lehrmeister und trefflichsten Vorbilder zu finden. Da waren seine beiden Oheime, Leopold Wilhelm († 1671), dessen Wahlspruch lautete: „Für den Kaiser sterben heisst leben“, und Hermann († 1691), der sich in den höchsten Stellungen um Kaiser und Reich gleich grosse Verdienste erwarb, Patrioten von echtem Schrot und Korn und zugleich bedeu-

tende Kriegsmänner. Allen zuvor nahm sich der Grossvater Markgraf Wilhelm (1622—1677), zu dessen Ehre unser Prinz seinen zweiten Namen trug, des verwaisten Knaben an. Der damals 76jährige Greis, der sich als wohlwollender Fürst und kaiserlicher Kammerrichter verdienten Ansehens erfreute, war, neben der Sorge um die eigenen Söhne, ganz besonders darauf bedacht, die Erziehung seines Enkels fortzusetzen und zu einem gewissen Abschluss zu bringen.¹⁾

Zunächst sollte sich Ludwig Wilhelm auf Reisen weiter bilden. Im Herbst 1670 wurde er mit einem florentinischen Edelmann und seinem alten Präceptor nach Besançon geschickt, wo er „in allerhand fürstlichen exercitien undt studien, alss fürnemblich in dialectica, Institutionibus Juris, reiten, fechten, danzen, exercierung der Sprachen, mathematica, fortificatio, visiten der academien undt gueten Discursen sich occupieren sollte.“ Schon der Vater hatte den Plan, dass sein Sohn, wenn er „geblattert“ habe, eine Reise per transennam, durch Italien, Frankreich, England, Spanien, die Niederlande, dann durch das ganze Reich mache. Ueber Genf und Mailand kam der Prinz nach Florenz und Rom, über Venedig und Innsbruck kehrte man im Laufe des Sommers 1672 in die Heimat zurück. Der Hofmeister, wohl zufrieden mit seinem Zögling, gab ihm das Zeugnis: „Avec peu de peine il apprend tout.“ Im Mai des folgenden Jahres wurden die Höfe von Mainz, Koblenz, Düsseldorf und Köln besucht. Eine letzte Instruktionsreise mit dem Oheim Hermann nach den Niederlanden wurde auf Befehl des Grossvaters schon in Köln unterbrochen. Es brach Krieg aus zwischen dem Kaiser und Frankreich, und Ludwig Wilhelm begann nunmehr seine kriegerische Laufbahn und damit seine Lebensaufgabe.

Absichtlich verweilten wir bei den ersten Lebensjahren des Helden etwas länger; denn, da unser Vortrag sich hauptsächlich an unsere Jugend richtet, wollten wir eben die Einflüsse klar legen, die grundlegend und bahnbrechend für den Charakter Ludwig Wilhelms sein sollten. Schwere Schicksalsschläge hatten den Jüngling schon früh zur Reife gebracht und jene Lebensanschauung in ihm hervorgerufen, die ihn alle Dinge, auch die scheinbar unwichtigen, von der ernsten Seite betrachten liess.

Die ersten Kriegsdienste leistete der 19jährige Prinz als Freiwilliger in den Feldzügen, welche Kaiser und Reich von 1674—1679 gegen Ludwig XIV. führen mussten.²⁾ Montecuccoli und Herzog Karl von Lothringen waren bis zum Frieden von Nymwegen seine Lehrmeister, und unter ihren Augen gab er vielfach Proben eines sicheren militärischen Blickes, grosser Geistesgegenwart und persönlicher Tapferkeit, die ihn bei mehreren Anlässen sogar verwegen erscheinen liess. 1676 belagerten sein Vetter und sein Oheim die Feste Philippsburg. Einer der entscheidenden, aber auch der gefährlichsten Momente war dabei die Eroberung des gedeckten Weges jenseits des Hauptgrabens, wo es galt, die Besatzung hinter den Palissaden zu vertreiben und ohne Deckung auf 25—30 Schritte dem von den Hauptwällen auf die Angreifer gerichteten Feuer so lange zu widerstehen, bis aus Schanzkörben, Faschinen und Erdsäcken eine notdürftige Schutzwehr erbaut war. Bei diesem Sturm zeichnete sich der junge Volontär derart aus, dass er zur Belohnung — es war seine erste Waffentat — die Einnahme der Festung nach Wien melden durfte. Kaiser Leopold ernannte ihn zum Inhaber des Regiments Wolfenbüttel, dessen Chef beim Angriff den Heldentod gestorben war.³⁾

¹⁾ A. Krieger, S. 85 und 86.

²⁾ Allgemeine Deutsche Biographie Bd. 19, S. 485.

³⁾ Grossherzog Friedrich, Festschrift von einem geistlichen Schulmann. Bühl 1902.

¹⁾ F. v. Weech, Badische Geschichte, Karlsruhe 1896, S. 200.

²⁾ J. Sachs, Einleitung in die Geschichte der Markgrafschaft Baden. III. Karlsruhe 1769.

³⁾ G. Schreiber, Der Badische Wehrstand, Karlsruhe 1849.

In den folgenden Jahren finden wir den jungen Kriegermann bei der Besatzung zu Freiburg und in Staufen¹⁾, wo er, samt seinem Pferde verwundet, den schon verschlossenen Weg öffnete und mit dem Degen in der Faust sich glücklich zu den Seinen durchschlug. Bei diesem kühnen Reiterstücke prophezeite der oberste Befehlshaber Karl von Lothringen: „Ludwig Wilhelm wird einst hohes Ansehen und grossen Kriegerglück erlangen.“

Der Friede von Nymwegen führte den Markgrafen, der unterdessen vom Kaiser zum Obristfeldwachtmeister zu Ross und zu Fuss (Generalmajor) ernannt worden war und nach seines Grossvaters Tode Altersnachsicht zum Antritt der Landesregierung — er war erst 23 Jahre alt — erhalten hatte, für kurze Zeit nach seiner Residenz Baden. Hier wollte er sich seinem Lande widmen und die durch den Krieg geschlagenen Wunden heilen. Wie traurig war es um die schöne Markgrafschaft Baden bestellt, welche die Franzosen scharenweise überschwemmt hatten! So betrugen die Einkünfte eines Jahres ausser den Naturallieferungen nur die Summe von 43500 fl., während bedeutende Schulden auf dem Land lasteten, so dass Jahre lang nicht einmal die Zinsen entrichtet werden konnten.

Um das Elend voll zu machen, traten die sog. „Reunionskammern“ ins Leben, jene Gerichtshöfe, welche in unerhörter Weise mit der bodenlosen Kühnheit von Geschichts- und Rechtsfälschungen nach Scheingründen suchen mussten, um französische Gelüste nach deutschem Boden zu rechtfertigen. Ludwig Wilhelm und sein Land wurden hart betroffen. Sein unterelsässisches Amt Beinheim, überhaupt sämtliche linksrheinischen Besitzungen wurden von Frankreich in Anspruch genommen. In kraftvollen Flugschriften trat der Markgraf dagegen auf. In einer besonderen Schrift verteidigte er sein Recht und seinen alten Besitzstand; eine andere Schrift übergab er dem Reichstage und ersuchte zugleich das deutsche Reich um Beistand²⁾; aber nur zum geringen Teile wurden seine Forderungen auf dem Regensburger Stillstand (1684) beachtet, so dass diese rücksichtslose, allem Rechte Hohn sprechende Behandlung unsern Markgrafen jetzt schon zum unversöhnlichen Gegner seines Taufpaten Ludwig XIV. machte.

Der kerndeutsche Mann fühlte sich durch solch willkürliche Anwendung der Macht des Stärkeren gegen den Schwächeren nicht bloss persönlich gekränkt, er war auch aufs tiefste empört über die Verletzung der mit Kaiser und Reich eben erst geschlossenen Verträge, und es war sein heissester Wunsch, den ganz Deutschland zugefügten Schimpf mit der Schärfe des Schwertes zu ahnden. Daher war er entschlossen, Residenz und Land zu verlassen und dem Kaiser, der von Frankreich und der Türkei zugleich bedroht war, seine Dienste für das Vaterland von neuem anzubieten. Kaiser Leopold würdigte diese patriotische Hingabe und beförderte Ludwig Wilhelm 1682 zum Feldmarschall-Leutnant (= Generalleutnant).

Der bekannte Grundsatz „Si vis pacem, para bellum: Man muss gerüstet sein, wenn man Frieden haben will“, war am kaiserlichen Hofe allzulange nicht beachtet worden. Ohne jeden Grund hatte man an den Frieden mit der Pforte geglaubt, und noch in letzter Stunde gab man sich der eitlen Hoffnung hin, die Türkei werde auf keinen Fall vor Ablauf des Waffenstillstandes (1684) mit den Feindseligkeiten beginnen. Aber schon zu Anfang des Jahres 1683 erklärte die Pforte an Oesterreich den Krieg, und diese Kriegserklärung traf das Reich in einem kläglichen Zustande. Obwohl die Kunde

¹⁾ v. Weech, S. 201. ²⁾ Sachs, S. 496 Anm. g.

von den feindlichen Rüstungen, die in drei Weltteilen betrieben wurden, sowie das Gerücht, dass Wien selbst der Ansturm gelte, von allen Seiten kam, hatte man sich nicht vorgesehen: das Reich hatte kein Geld, keine schlagfertige Armee, keine Bundesgenossen. In dieser Not wurde der Markgraf nach Wien berufen und sollte nun als Feldmarschall-Leutnant der Kavallerie unter dem Oberbefehl des Lothringers sein Schwert anstatt gegen die Franzosen gegen den türkischen Erbfeind ziehen.

Der damalige Wiener Hof war in Parteien gespalten, eine Tatsache, die ihren Grund im Charakter des Kaisers hatte. Diesem edlen Fürsten, der alle Tugenden eines Privatmannes in sich vereinte, fehlten gerade die Eigenschaften, die für ein Staatsoberhaupt die wichtigsten waren: eine klare, kräftige Initiative und ein fester Wille. Bezeichnend ist sein Ausruf: „Wie verwünsche ich es, Entschliessungen fassen zu müssen!“¹⁾ In diesen Worten haben wir den Schlüssel zu den vielfachen Misserfolgen seiner Regierung.

Zwei Parteien waren es vor allem, in die sich der kaiserliche Hof naturgemäss teilte, je nachdem man den Krieg gegen die Türken oder gegen Frankreichs wachsende Uebermacht für notwendiger hielt. Diese Feindschaft zwischen den beiden höchsten militärischen Organen lähmte mehr als einmal die Tätigkeit beider, ja des Ganzen, um so mehr als diese Uneinigkeit der Spitzen von selbst Gruppen und Parteien unter den Offizieren schuf und erhielt.

Unter solch ungünstigen Verhältnissen tritt Ludwig Wilhelm auf den Kriegsschauplatz, zuerst als Zögling des Lothringers, dann als sein Nebenbuhler, später als sein Nachfolger im Oberbefehl. Von jetzt an finden wir den badischen Markgrafen fast 10 Jahre lang (1683—92) im Kriege mit der Türkei, in jenem grossen Existenzkampf der österreichischen Monarchie, ja der ganzen Christenheit mit dem alles verschlingenden Islam, in jenem Kreuzzug des 17. Jahrhunderts, in dem Deutsche, Polen, Ungarn, Italiener und Russen für den christlichen Glauben und die christliche Kultur stritten, in dem aber auch die Gewalt der Osmanen zum erstenmal gebrochen wurde und der badische Prinz seinen Feldherrnruf begründete. Es ist unmöglich, alle seine Operationen, Heldentaten und Siege hier anzuführen; wir müssen uns begnügen, das Wichtigste hervorzuheben. Es folgte Feldzug auf Feldzug, Schlag auf Schlag, aber auch Sieg auf Sieg.²⁾

Am 4. Mai 1683 sollte die Armee an der Donau gegenüber von Pressburg beisammen sein; aber das Kanzleiregiment in Wien schien die Ansicht zu haben, die Kriegereignisse müssten sich nach seinem Geschäftsgange richten. Tatsache ist, dass das Hofkammer- und Kriegskommissariat noch am 28. Januar Ersparnisse bei der Armee vorschlug, die darin bestanden, den Generalen an ihren Besoldungen, den Gemeinen am Brot abzuziehen. Am 7. Juli musste der Kaiser nach Passau fliehen, am 12. Juli sah man Tartaren um die Vorstädte schwärmen, und bald war die Kaiserstadt an der Donau von den Türken eingeschlossen. Die Rettung der zum Äussersten gebrachten Stadt durch den Polenkönig Sobiesky ist bekannt. Unser Markgraf musste in diesem Kampfe, in dem um Christentum und Islam die Würfel fielen, mit drei Bataillonen und einem Dragonerregiment gegen die türkischen Laufgräben vorgehen, ihr Feuer zum Schweigen bringen und den Feind daraus vertreiben. Mit einem Teil der aus dem Schottentor rückenden

¹⁾ Brief des Kaisers vom 17. Januar 1693 an seinen geistlichen Freund P. Marco d'Aviano.

²⁾ Röder v. Diersburg, des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden Feldzüge wider die Türken, 2 Bde. Karlsruhe 1839 und 1842.

Besatzung säuberte er die Gräben, bemächtigte sich des aus 170 Kanonen und 26 Mörsern bestehenden Belagerungsgeschützes und machte abends 7 Uhr der 61tägigen Belagerung ein Ende.¹⁾

Am Schlusse dieses ersten Feldzuges, der mit dem siegreichen Gefecht bei Parkany und mit der Eroberung von Gran gekrönt wurde, ernannte der Kaiser den noch nicht 30jährigen Prinzen durch eine eigenhändig vollzogene Bestellsurkunde zum General der Kavallerie.²⁾

Im Jahre 1685 fiel nach langer, hartnäckiger Belagerung Neuhäusel, das, nur eine starke Tagreise von Wien entfernt, das äusserste Bollwerk der Türkenherrschaft in Ungarn war, von wo aus der Islam fast ein Vierteljahrhundert Deutschlands nahe Gaue bedrohte.

Bei der zweiten Belagerung von Ofen wurde Ludwig Wilhelm dem Kurfürsten von Bayern als zweiter, vom Lothringer unabhängiger Befehlshaber beigegeben. „Die Nuss,“ schrieb er seinem Oheim, „ist schier ein wenig hart vor einen Novicen, hoffe aber durch meinen Fleiss undt Ewer Gnaden mir Versprochenen guten Consilien Ein wenig Ehre zu erwerben.“³⁾ Im Verlaufe des Feldzuges war der „Novize“ in der Belagerungskunst auf diesem ehrenvollen Posten die Seele aller Unternehmungen und der Kriegsmentor Max Emanuels von Bayern sowie seines Vetters, des Prinzen Eugen von Savoyen. Beim Hauptsturm am 3. August wurde er verwundet; trotzdem blieb er auf dem Posten und war sogar Tag und Nacht bei den Arbeiten der Ingenieure beschäftigt, so dass er von sich sagen konnte: „Nit eine Linie ist gezogen worden, so Jch nit auss mir selbst, dem Terrain nach, angegeben habe.“⁴⁾

Nach der Erstürmung der Ofener Burg zum erstenmal mit einem selbständigen Kommando betraut, sollte Ludwig Wilhelm die Einnahme der Stadt auf dem rechten Donauufer bis zur Drau ausnützen. Rasch nahm er Fünfkirchen, Siklos und Darda, verbrannte die Reste der von den Türken abgefahrenen Brücke bei Eszek und eroberte noch Kaposvár. Kanizsa, Stuhlweissenburg und Sziget waren nur noch türkische Inseln zwischen den kaiserlichen Eroberungen. Wieder hatte sich der Markgraf als eine der „festesten Säulen des Heeres“ erwiesen; der dankbare Kaiser rief ihn nach Wien und ernannte den 31jährigen Helden durch eigenes Handschreiben „wegen seiner vortreff-

¹⁾ Urkunde V. Der Entsatz von Wien 1683 (Röder I, Urkunden S. 13).

²⁾ Das Kaiserliche Patent, datirt aus Linz vom 22. November 1683, lautet: ... Wir haben derohalben zum General über gedachtes Unser Kays. Kriegs Volek zu Ross, von was Nation dieselben sein, des Durchleuchtig Hochgebohrnen Ludwig Wilhelm, Marg Grafens zu Baaden und Hochberg etc. Unsers Lieben dapfern und heroischen Gemüethes, auch in Kriegssachen erlangten guetten erfahrungheit, und Inspecie und absonderlich bey den von Gott verlichenen Glücklichen entsatz Unserer von der sambentlichen Ottomanischen Macht hart belägerten Residenz Statt Wienn, und folgendts in Verfolgung der flichtigen Thüreken, bey der nachendt Parkan wider dieselbe erhaltenen ansehnlichen Victori, wie auch bey der darauf erfolgten erobierung gedachtes Parkan auch sonst Unns und dem Heylligen Römischen Reich erzaigten ansehnlichen sehr nuz- und erspriesslichen Kriegsdiensten, mit welchen dieselbe sonderbahr praecellirt, gnädiglich angenommen und bestelt. Befehlen derowegen allen und Jeden Obvermelten, insonderheit gnädigst und ernstlich, dass Ihr Vorgeveldt dienende Regimenter zu Ross erkennen, ehren und respectiren, sondern auch dises seines anvertrauten befelchs und Amts erhaischender notturfft nach, deroselben gebührlichen und schuldigen gehorsamb erzaigen sollet.“

³⁾ Korrespondenz Ludwig Wilhelms mit seinem Oheim (Röder I, S. 175).

⁴⁾ Aus dem Bericht des Markgrafen v. 9. Juli (Röder I, S. 191).

lichen qualiteten, in Kriegssachen bisshero erwiesenen erfahrungheit, bey allen denen vorgegangenen actionen mit dem Feind, Offenen Veldtschlachten, beläger- und Sturmung der plätz, auch sonst erzaigten absonderlichen Verstandt, Valor und dapferkeit“ zum Feldmarschall.¹⁾

Der Kriegszug vom Jahre 1688, den Ludwig Wilhelm mit bescheidenen Mitteln unternehmen musste, gehört zu seinen glänzendsten Leistungen. Eine Grenzfestung nach der andern entriß er dem Feinde. Sein Sieg bei Derbend war die schneidigste Waffenthat des ganzen Jahres. Des Vorteils der Ueberraschung beraubt, einem fünffach überlegenen Feind gegenüber, nicht mehr imstande auszuweichen oder sich zurückzuziehen, befand sich der Prinz in einer äusserst kritischen Lage. Jedoch Unschlüssigkeit kannte er nicht, am wenigsten in der Stunde der Gefahr; seiner Truppen sicher, gab er kaltblütig den Befehl zum Angriffe, der bald in das hartnäckigste Handgemenge übergieng, bei dem „Pardon weder gegeben noch genommen“ wurde. Durch diesen Sieg bei Derbend betrachtete der Kaiser Bosnien als erobert und liess in allen Kirchen der Hauptstadt ein Dank- und Freudenfest abhalten, während der Markgraf mit einem schmeichelhaften „Dank-Briff“ beehrt wurde.²⁾

Ein schaurig-schönes Bild bietet im Feldzuge des Jahres 1691 die Schlacht von Szlankamen, in der es sich um einen Entscheidungs-, ja Vernichtungskampf handelte. Der Held stand auf dem linken Flügel, wo die todesmutigen Angriffe seiner Truppen von den Janitscharen immer aufs neue zurückgeschlagen wurden, wo nach dem Falle des Generals de Souches der schwer verwundete Guido Starhemberg mit Mühe eine Niederlage der Kaiserlichen verhinderte. Ludwig Wilhelm eilte in die Mitte. Hier hatten die Regimenter Caprara und Saurau den blutigsten und schwersten Teil des Kampfes zu bestehen, bis die zu Hilfe eilenden Brandenburger den eisernen Ring der Angreifer wieder herstellten. Der Sieg war auf Seiten der Türken; nur eine Abendstunde blieb dem kaiserlichen Heere noch übrig. Ganz allein, ohne Adjutanten, ohne Diener erschien der Prinz auf dem linken Flügel. Im Trabe sprengten auf seinen Befehl, unter seiner Führung die Regimenter über das Blachfeld. Von allen Seiten drang man auf den Feind ein. Was nicht entwich, sank unter den Säbeln der Kaiserlichen oder ertrank in der Donau. Die feindliche Armee wurde aufgerieben. Etwa 20 000 Tote bedeckten das Schlachtfeld; 154 Geschütze, 10 000 Zelte, 10 000 Büffel, 5000 Pferde, 2000 Kamele nebst der Kriegskasse fielen in die Hände des Siegers. Die Seele der türkischen Armee, der Grossvezier Mustapha Köprili, war gefallen.³⁾

Der Markgraf meldete dem Kaiser den grossen Sieg mit den Worten: „Nicht glaube ich, dass in diesem seculo, ein scherffers und blutigers gefecht vorbegegangen, in deme die Türken wie verzweifelte Leut gefochten, undt mehr alls ein stundt lang so zu sagen die victori in händen gehabt.“⁴⁾ Sieben Tage später schrieb er seinem Oheim: „Diese von Gott wieder den Erbfeindt erhaltene victori wachset von tag zu tag mehr“, und er schliesst: „Das war eine Rechte schlacht!“ Ja das war die Schlacht von Szlankamen mit der berühmten Niederlage der Türken, eine der blutigsten, welche die Weltgeschichte kennt.⁵⁾ Obwohl der Sieger in seinem Berichte⁶⁾ nicht von seiner Per-

¹⁾ Die kaiserl. Beförderungs-Urkunde bei Röder I, S. 237.

²⁾ Röder II, S. 73. ³⁾ Röder II, S. 154 f. ⁴⁾ Röder II, Urkunden S. 385.

⁵⁾ v. Weech, S. 207.

⁶⁾ Röder II, Urkunden S. 388.

son redete, so gab doch das ganze Heer davon Zeugnis, wem der herrliche Erfolg und die Rettung der Armee vor sicherer Vernichtung zu danken war. Es war Ludwig Wilhelm, der den Angriffsplan entwarf und stets mit Blitzesschnelle dort zu sein wusste, wo seine Anwesenheit nötig war, der am Ende der schon halb verlorenen Schlacht durch eine geschickte Umgehung des Feindes den Sieg wieder an seine Fahnen heftete. Dankbar übertrug ihm der Kaiser die höchste militärische Charge, indem er ihn zum Generalleutnant¹⁾ ernannte.

„Ein junger Adler, der zur Sonne fliegt.“ Mit diesem auf einer Münze uns erhaltenen Sinnbild hatte einst der Vater ahnungsvoll die Laufbahn seines Sohnes bezeichnet. Wie rasch war die Prophezeiung in Erfüllung gegangen! Jetzt stand der badische Markgraf auf der Höhe seines Ruhmes: war er doch im deutschen Reiche der oberste Kriegsherr nach dem Kaiser und dessen Stellvertreter. In dem Lustschloss Favorite²⁾, das zwischen Rastatt und Baden am Fusse des schönen, mit den Burgen Eberstein und Baden gekrönten Gebirges liegt und in mannigfacher Beziehung den Anfang des 18. Jahrhunderts widerspiegelt, findet sich noch heute ein Bild, das unsern Helden in Generalleutnantsuniform, den Feldherrnstab in der edel geformten, markigen Rechten, darstellt. Nach den Berichten von Augenzeugen war der „Türkenlouis“ einer der schönsten Männer seiner Zeit, dabei kühn und hoheitsvoll, geistprühend, voll Kraft und Leben, des Herrschens gewohnt, der eigenen Überlegenheit sicher, des Erfolges gewiss.

Die deutschen Reichsstände³⁾, besonders der schwäbische Kreis, von den übermütigen Franzosen vier Jahre lang misshandelt und mit Füßen getreten, der Tatenlosigkeit und gegenseitigen Eifersucht ihrer bisherigen Führer müde, richteten sehnsuchtsvoll ihre Blicke gegen Osten auf den Markgrafen von Baden, von dessen ruhmvollen Taten wider die Türken ganz Deutschland erfüllt war, und baten den Kaiser, den Türkenbezwinger an den Rhein zu senden, da von ihm allein noch Schutz und Hilfe zu erwarten sei. Bei seiner Vorliebe für den Türkenkrieg verlangte jedoch das Reichsoberhaupt ein weiteres Vorgehen gegen den noch nicht völlig vernichteten Halbmond, und Ludwig Wilhelm zog zum letztenmal, von seiner Gemahlin Sibylla Augusta⁴⁾ begleitet, nach Ungarn.

Während der Feldzug des Jahres 1692 ziemlich bedeutungslos verlief wegen des Fiebers, das im Heer ausbrach und den Feldherrn selbst ergriff⁵⁾, erwartete ganz Europa, fürchtete Frankreich einen Umschlag, der nicht sowohl von der neuen Organisation der Allianz, nicht von neuen Armeen, als vielmehr von einer Person kommen sollte — vom Markgrafen Ludwig Wilhelm. Auf dem Ende Oktober zu Ulm eröffneten Kreiskonvente war man einmütig für die Fortsetzung des Krieges gegen Frankreich, einzig und allein im Vertrauen auf den „Türkenlouis“. „Die summa cura conservationis et defensionis huius circuli dependere von circumspekter Einrichtung der postierung und rechtschaffener Direktion“, dazu bedürfe man aber des Generalleutnants, von dessen „consilia und Direktion über die postierung, auch anderen in militaribus et politicis nötigen Veranstaltungen“ man sich die Errettung des Kreises verspreche.⁶⁾

¹⁾ Das Patent der Erneuerung bei Röder II, Urkunden S. 432.

²⁾ v. Beust, Das Schloss Favorite, Rastatt 1856.

³⁾ R. Fester, Die armierten Stände und die Reichskriegsverfassung (1681—97), Frankfurt 1886.

⁴⁾ Schulte S. 36.

⁵⁾ Röder II, S. 188 f.

⁶⁾ Bericht des kaiserl. Gesandten bei Schwaben und Franken vom 22. Okt. (Schulte S. 83).

Endlich gab der Kaiser, wenn auch ungern und nicht ohne Vorbehalt, den Bitten der Kreise nach. Mit Wehmut trennte sich der Prinz von seiner braven Armee, welche er so oft und immer siegreich zum Kampf geführt hatte; mit Wehmut wandte er den Blick zurück auf den 10jährigen Schauplatz seines Ruhmes: ein dunkles Vorgefühl sagte ihm, dass es im Türkenkriege nunmehr rückwärts gehen werde und dass die Zustände des Reichsheeres, die kleinlichen Gesichtspunkte der Kontingentsherren, die boshaften Intrigen am kaiserlichen Hofe, überhaupt die allgemeine Lage des deutschen Reiches ihm gefährlicher werden würden als der so oft auf ihn gezückte Stahl der Türken¹⁾.

Wie traurig sah es damals im deutschen Reiche, vor allem am Rhein und in der Markgrafschaft Baden aus! Ohne Übertreibung darf man sagen, es war eine Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands. Wie schrecklich hausten die Franzosen hier jahrelang, wie wurde der Krieg geführt! Von Philippsburg aus unternahmen sie ihre Raubzüge in die vorliegenden Lande. Die bischöfliche Residenz Bruchsal hatte neben anderen Städten ausserordentlich zu leiden. Es war Freitags den 13. März 1676 morgens zwischen 3 und 4 Uhr, da kam der französische Dragonermajor de Ronville mit 500 Mann in Bruchsal an und vermeldete der Hausfrau des gerade abwesenden Amtsverwalters, sie hätten Ordre, die Stadt anzuzünden. Durch die Trommel wurde die Losung zum Brennen gegeben, worauf die Soldaten mit Strohwischen in die Häuser liefen und die Stadt mit den Vorstädten an allen Ecken und Enden ansteckten. Das Feuer währte drei Tage, und nur 16 geringe Gebäude blieben verschont. Im Jahre 1689 musste die arme Stadt zum drittenmal das schreckliche Schicksal erleiden.²⁾ Ähnlich erging es unserem Heidelberg mit seinem weltberühmten Schloss; die Einzelheiten sind bekannt. Für die Jugend will ich hinzufügen, dass der Mordbrenner Melac, als er am 28. Januar mit die Jugend will ich hinzufügen, dass der Mordbrenner Melac, als er am 28. Januar mit der ganzen Reiterei, etwas Infanterie und zwei kleinen Kanonen vors Speyerer Tor zog, am Fusse der Sternschanze und an der Rohrbacherstrasse Posto fasste, Reiter nach allen benachbarten Dörfern sandte, um dieselben niederzubrennen. Am Abend lagen Wiesloch — Kirche und Pfarrhaus ausgenommen — Nussloch, Leimen, Bruchhausen, Rohrbach, Kirchheim, Eppelheim, Wieblingen, Edingen, Neckarhausen, mit zusammen fast 700 Gebäuden, in Asche, so dass die armen Leute während der gerade herrschenden Kälte obdachlos waren. Handschuhsheim wurde unter schwerer Misshandlung seiner Einwohner geplündert, das schöne Dorf mit seinen drei Mühlen bis auf den Grund niedergebrannt; nur die Kirche und das Waisenhaus blieben stehen. Auch Neuenheim wurde ausgeplündert, und erst am 3. Februar wurden die auf der Strasse liegenden 52 Leichen bestattet.³⁾

Doch genug von diesen Greuelthaten der Mordbrenner! Die Ruinen des Heidelberger Schlosses sind laut redende Zeugen derselben. Das Traurigste war aber nicht einmal die Plünderung und Brandschatzung, sondern die Tatsache, dass das ganze Land ohne grosse Mühe in die Hände der Franzosen kam.

Das pfälzische Militärwesen hatte sich als ein sehr schwaches und unzuverlässiges Glied am Körper der deutschen Reichsarmee gezeigt. „Brave Leute, so lange

¹⁾ v. Weech, S. 208.

²⁾ Badenia III „Bruchsal durch die Franzosen zerstört“.

³⁾ R. Salzer, Zur Geschichte Heidelbergs in den Jahren 1688 u. 89. (Programm der höheren Bürgerschule 1878.)

nicht geschossen wird“, spottete Vauban einmal. Die Schuld lag aber nicht sowohl an den Soldaten, als vielmehr an der Vernachlässigung des gesamten Kriegswesens. Von regulären deutschen Truppen war kaum ein Mann den Franzosen bei ihren Streifzügen zu Gesicht gekommen. In Crailsheim kamen fränkische Kreistruppen einmal zum Schuss, um sich dann sofort zu ergeben. So war in den fünf Jahren, solange der Krieg währte, den Franzosen nicht eine Schlacht geliefert, nicht einmal angeboten worden. Man begnügte sich mit Rekognoszierungen und schien zufrieden, wenn man erfuhr, der Gegner stehe noch auf dem alten Platze; ja es war so weit gekommen, dass die einzelnen deutschen Heerhaufen offen einander Mutlosigkeit vorwarfen. Bei solchen Zuständen konnten sich die Franzosen darauf beschränken, Städte und Schlösser der Pfalz diesseits und jenseits des Rheins, den Strom abwärts bis Köln und aufwärts bis Basel, zu plündern und dann niederzubrennen.

Während der Markgraf das Reich wider die Türken schützte und von Sieg zu Sieg flog, wurden seine eigenen Lande verwüstet; ja man erzählt, dass ihm 1689 auf dem Schlachtfeld von Nissa die Einäscherung seiner Residenz mitgeteilt worden sei.¹⁾

In solch trauriger Lage — die Bürger entmutigt und ratlos, die Soldaten ohne Zucht, die Veranstaltungen zum Kriege jämmerlich bestellt — traf Ludwig Wilhelm die Dinge am Rhein, die er nun wie durch einen Zauberschlag bessern sollte.

Und er tat, was unter diesen Umständen möglich war. Freilich führte er keine Armee nach Paris; aber den Rhein zu säubern und vom Feinde frei zu halten, diese Aufgabe stellte er sich und löste sie auch. Ja, er tat, er wollte noch mehr!²⁾

Ausgehend von dem Grundsatz, dass von einer tüchtigen Organisation der Heeresmacht die sichere Zukunft des Staates abhängt, und belehrt durch die Tatsache, dass das alte deutsche Reich in seiner überaus traurigen Kriegsverfassung einer militärisch so hoch entwickelten Macht, wie Frankreich unter Ludwig XIV. es war, nur geringen Widerstand leisten konnte, setzte der Markgraf seine ganze Kraft und all seinen Einfluss ein, ein Reichsheer zu schaffen und dasselbe unter eine einheitliche Leitung zu stellen. Ein Staat des Nordens, Preussen, ging hierin, wie wir wissen, bahnbrechend voran. Jetzt hatte es den Anschein, als ob die Entwicklung des Reichsheerwesens und damit des ganzen Reichs von den Kleinen ausgehe, nämlich von den beiden Kreisen Schwaben³⁾ und Franken⁴⁾ und zwar deshalb, weil sie einen aus ihrer Mitte hervorgegangenen Feldherrn fanden, der seine Riesenkraft und sein Organisationstalent ihnen bis zum letzten Atemzuge widmete: Ludwig Wilhelm. Er hinterliess die Formen einer Reichskriegsorganisation; aber mit seiner Person verschwand auch wieder sein Geist aus derselben, so dass das viel bespöttelte Reichsheer nur ein Schatten von dem blieb, was einst der Markgraf und energische Volksmänner des Südens erstrebt hatten.

Schon zur Zeit als Strassburg fiel (1681), hatte unser Held seine Gedanken über das Reichskriegswesen in zwei Schreiben niedergelegt. Er war voll Eifer für ein Reichsheer und schrieb an seinen Vetter, das Haupt der Durlacher Linie, „das Werk

¹⁾ Laroche, Der deutsche Oberrhein. Stuttgart 1842.

²⁾ Vergl. das ausführliche Tagebuch des Markgrafen Ludwig Wilhelm bezw. dessen Erläuterung von A. Schulte: Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden und der Reichskrieg gegen Frankreich 1693—1697. Heidelberg 1901.

³⁾ Stadlinger, Geschichte des würt. Kriegswesens. 1856.

⁴⁾ J. A. Kopp, Gründliche Abhandlung von der Association der vordern Reichs-Crayse. Frankfurt 1739.

sei auf dem besten Wege; eine bleibende Verfassung von 60 000 Mann sei nötig, die Truppen seien sofort anzuwerben und an die französische Grenze zu verlegen. Schwaben müsse gleich mit den Werbungen beginnen, so lange man gute Mannschaften wohlfeil bekommen könne.¹⁾“ Man traut seinen Ohren kaum, wenn man von Reichsfestungen und Reichstruppen längs der deutsch-französischen Grenze hört in einer Zeit, wo schon der Durchmarsch einer Kompanie von Streit und Zank begleitet war.

Von Franken wurde Ludwig Wilhelm das Oberkommando übertragen „quoad militaria et disciplinam absolute“; auch die Kriegskasse, die man gemeinsam mit Schwaben bilden wollte, übergab man ihm. Weil vorher der Kreis keine Artillerie besessen hatte, wurde jetzt nach einem von dem Markgrafen entworfenen Plan ein Artilleriekorps gebildet, ein ordentlicher Brückentrain eingerichtet, reiche Füllung der Magazine beschossen, das Proviantfuhrwesen geregelt. Man sieht, welch frischer Zug gleich von Anfang an in die lahme Verwaltung kam.²⁾ Auch war es sein unablässiges Bestreben, Ordnung und Manneszucht im Verpflegungs- und Bewaffnungswesen einzuführen; denn dass durch diese Mittel allein etwas zu erreichen sei, hatte er in Ungarn gelernt, wo er ohne sie von der Türkenmacht hundertmal erdrückt worden wäre. Ludwig Wilhelm, sagt der Prinz de Ligne, war der zweite kaiserliche General, der diesen Teil der Kriegskunst verstand, Montecuccoli war der erste gewesen.

Sein Plan war, in erster Linie den alten strategischen Hauptplatz Heilbronn zum Mittelpunkt seiner Operationen zu machen, starke Befestigungslinien von hier an den Rhein zu ziehen, dadurch den Feind zunächst vom Vordringen nach Deutschland abzuhalten und ihn dann über den Rhein zurückzudrängen.³⁾

An der Spitze der französischen Armee stand der Marschall Herzog de Lorge, der mit 60 000 Mann den Rhein bei Philippsburg überschritt und vor Heidelberg zog. Der Feind hatte die Absicht, nach Ueberwältigung unserer Stadt rasch in Schwaben einzudringen und den Versuch zu machen, das Reich zum Frieden zu zwingen. In Heidelberg stand der Feldmarschall-Lieutenant von Heddersdorf, der vom Markgrafen den gemessenen Befehl erhielt, „sich bis auf den letzten Mann zu defendieren, umsomehr als er die Stadt baldmöglichst succurriren werde“. Der Markgraf von Bayreuth sollte ein Regiment zu Fuss in der Nähe der Stadt postieren, auch das darmstädtische Regiment war im Anzug. Am Schlusse seiner Ordre vom 16. Mai⁴⁾ wiederholte der Markgraf die Mahnung: „Wan schon weder ein noch anderes Regiment wider Verhoffen in tempore zu succurriren nit anlangen sollte, dass Sye sich bis auf den letzten Mann defendieren und auf Keinerley weiss in Einigen accord Er seye wie Er Immer offerirt oder eingegangen werden wolle, einlassen sollen, wonnach Sye sich dan zu richten und vor unglückh auch Leib- und Lebenstraff männiglich zu wahren wüssen würdt.“

Am 20. Mai, abends 10 Uhr, traf von Heilbronn ein neuer Befehl des Markgrafen ein, durch welchen der Kommandant abermals zum äussersten Widerstand aufgefordert wurde. In einer Nachschrift erhielt er noch die besondere Weisung, wenn er die Stadt nicht länger halten könne, so solle er den Proviant in den Magazinen vernichten, ehe er sich aufs Schloss zurückziehe; auch solle er die Schiffe auf irgend eine Weise in Sicherheit bringen, damit der Feind sich derselben nicht zu seinem Vorteil bedienen könne.

¹⁾ Schreiben v. 18. April 1681. (Schulte S. 47.)

²⁾ Schulte S. 88 ff.

³⁾ Schreiber S. 168.

⁴⁾ Ordre des Markgrafen Ludwig an den General von Heddersdorf. Esslingen 16. Mai 1693.

Aber Heddersdorf, der weder vom Befestigungswesen noch von einer regelrechten Verteidigung etwas verstand; der für eine Belagerung gar keine Vorkehrungen getroffen hatte, sodass nicht einmal für acht Tage Mehlvorrat vorhanden war; der die im Jahre 1689 angelegten Minen offen stehen liess, dass man sie nur laden und anzünden durfte: verlor beim Anzug der Franzosen den Kopf und übergab Stadt und Schloss ohne ernstlichen Widerstand, eine Tat die „ihr Gegenstück in der Kriegsgeschichte“ sucht.

Der Feind wiederholte die Szenen des Jahres 1689 in erhöhtem und ausgedehnterem Masse. Die fliehenden Einwohner, besonders Weiber und Kinder, wurden unter schweren Misshandlungen in die Heiliggeistkirche getrieben. Bald war das Gotteshaus so überfüllt, dass die Leute sich fast erdrückten. In dieser Lage wurden die Gefangenen von eindringenden Soldaten noch ausgeraubt. Wenigstens 10 000 Franzosen waren inzwischen beschäftigt, die Stadt zu plündern. Was sie nicht mitnehmen konnten, zerschlugen sie; auch betranken sie sich in den reichgefüllten Weinkellern. Während dieser Greuel brach Feuer aus, das nach und nach die ganze Stadt ergriff, und viele Leute kamen ausgeplündert, halb nackt und verwundet den Schlossberg herauf und flehten um Einlass. Allein man konnte ihre Bitte nicht gewähren, denn das Schloss war schon überfüllt mit Flüchtigen und nicht im besten Verteidigungszustande. Die Stadt brannte fast vollständig nieder: ausser der Peters- und Jakobskirche sowie dem Kapuzinerkloster blieb wenig übrig. In der inneren Stadt stand nur noch der „Ritter“ am Markt und eine Anzahl Häuser auf dem Schlossberg. Von der Heiliggeistkirche waren Turm und Dach zerstört, und nach dem Brande wurden die Gräber der im Chore beigesetzten Kurfürsten geöffnet, die Särge erbrochen und die Gebeine umhergestreut. Zur Zerstörung der Werke des Schlosses blieb eine französische Besatzung von 400 Mann zurück, die ihren Auftrag im Laufe des Sommers durch Unterminieren und Sprengen vollzog. Langsam erstanden auf den Trümmern der zerstörten Stadt zuerst armselige Hütten, bis im Jahre des Ryswicker Friedens (1697) der Aufbau begann und die vollständige Neugründung Heidelbergs mit Beibehaltung der alten Strassenrichtungen erfolgte.¹⁾

Als der Markgraf die Nachricht von der schimpflichen Uebergabe der Stadt erhielt, sprang er totenbleich auf und sandte sofort den Generalwachtmeister Graf von Fürstenberg ab, um den Kommandanten zu verhaften und zu bestrafen.

Gross war der Jubel in Paris über den Fall der pfälzischen Hauptstadt. Auf Befehl des Königs ordnete der Erzbischof ein Te Deum an; auch wurde eine Medaille geschlagen mit der Inschrift: „Rex dixit et factum est.“ Gleichwohl verhehlten sich Ludwig XIV. und de Lorge keineswegs die Tatsache, dass die Einnahme der Neckarstadt nur ein unbedeutender Erfolg sei, so lange man das Heer des Markgrafen nicht bezwingen habe. De Lorge versuchte daher zum entscheidenden Schlage auszuholen.

Während Ludwig Wilhelm in der Gegend von Heilbronn seine ganze Armee zusammenzog und vor allem die Herbeischaffung der Artillerie beschleunigte, während er durchaus an der Bildung einer zweiten Armee bei Mainz festhielt, die durch geschickte offensive Operationen ihm selbst Luft machen sollte, erhielt auch de Lorge Verstärkung durch den Dauphin, der, um den Schwerpunkt des Krieges nach Deutschland zu verlegen und die Fürsten des Reiches und den Kaiser selbst zum Frieden zu zwingen, mit 20 000 Mann aus Flandern kam, bei Philippsburg den Rhein überschritt

¹⁾ R. Salzer, Zur Geschichte Heidelbergs von dem Jahre 1689—1693 (Programm der höheren Bürgerschule 1879).

und kommen, sehen und siegen wollte. Er kam allerdings, sah auch, zog aber wieder heim nach Versailles ohne die Lorbeeren des Sieges.¹⁾ Es ist zum Erstaunen, wenn man im Tagebuch des Markgrafen liest, mit welcher Ruhe und Sicherheit dieser die Bewegungen des Feindes beobachtete oder sogar erriet, mit welcher geringen Streitkräften er ihm bisweilen entgegentrat, wie geschickt er ein andermal auswich, so dass die vereinigten Franzosen auch nicht ein einziges Mal aus ihrer grossen Ueberlegenheit Gewinn ziehen konnten, obwohl der König wiederholt in verschiedenen Tonarten — befehlend und wiederum fast bittend — verlangt hatte, man solle gegen den Prinzen Ludwig von Baden einigen Vorteil zu gewinnen suchen!

Die Weiterentwicklung der Kriegsmacht zu einer brauchbaren Armee liess der Markgraf nie mehr aus dem Auge. War es seine erste Sorge gewesen, eine Festungs- und Feldartillerie, einen Brückentrain und einen Fuhrpark zu beschaffen, so arbeitete er jetzt auf beständige Verbesserung der Truppen hin, indem bei allen, auch den berittenen, ein gleiches, einheitliches Gewehr-Kaliber eingeführt wurde. Zugleich bereitete man die Abschaffung des Luntenschlosses und der Muskete vor, indem bei jeder Gattung ein Flintenschloss auf das Gewehr aufgeschraubt werden sollte, während der Soldat noch ein Musketenschloss in der Tasche bei sich tragen musste. Bei allen Infanterieregimentern wurden aus den besten Mannschaften Grenadierkompagnien gebildet.²⁾

Mit diesen Massnahmen, zu denen noch Vorschläge für die Verbesserung der Rekrutierung und der Remonteschaffung des Heeres kamen, verfolgte Ludwig Wilhelm den weiteren Plan, aus der bisher schüchtern und berechnend geführten Defensive in die Offensive überzugehen, ja lieber einmal eine Niederlage zu erleiden als den Krieg ein zweites Mal nur verteidigungsweise zu führen. Mehr und mehr reifte sein Wunsch zum Entschluss, die Franzosen auch nicht einen Tag mehr nach Deutschland zu lassen; unter keinen Umständen aber wollte er selbst hinter die Linie Heidelberg-Pforzheim zurückweichen.

Schon 1688 hatte der Feldherr in seinem ersten, grossen Gutachten, dem später so überaus viele folgten, sich darüber ausgesprochen, „wie der Krieg gegen Frankreich zu führen wäre“³⁾, und verlangt, dass, da der Kaiser nach zwei Seiten, gegen Türken und Franzosen, Front machen müsse, der Kampf gegen Frankreich mit aller Macht aufgenommen werde, während der Krieg gegen die Türken „allein defensive einzurichten“ sei. 15 Jahre später (1703) machte er dem englischen General Herzog von Marlborough den Vorschlag, von der Mosel aus über Diedenhofen nach Frankreich einzufallen, da dies das einzige Mittel sei, einen grösseren Erfolg zu erringen. Obwohl er in der Verteidigung unbestritten der grösste Meister war, sprach er immer wieder den Gedanken aus, „Frankreich könne mit Erfolg nur in Frankreich bekriegt werden.“⁴⁾

Für den nächsten Feldzug (1694) verlangte Ludwig Wilhelm zwei kräftige Armeen von je 40 000 Mann; ja um der Geldnot abzuweichen und alte Schulden zu tilgen, erbot er sich, für die Kreise bei den Seemächten eine ausgiebige Hilfe in Form einer Anleihe zu erwirken. Tatsächlich wurde vom Kreiskonvent die Anleihe auf eine Million Reichstaler festgesetzt, und der Markgraf ging selbst nach London, um neben anderen Anliegen auch die Geldfrage zu ordnen. So hatte er das Vertrauen der beiden Kreise Franken und Schwaben gewonnen und war ihr militärisches Haupt geworden. Nun trug

¹⁾ Schulte, S. 150. ²⁾ Ausführlicher bei Schulte S. 153 f. ³⁾ Konzept in Karlsruhe.

⁴⁾ v. Weech, S. 229.

er sich mit dem Gedanken, die Kriegoorganisation der Kreise zu einer „ewigen“ zu machen und sich selbst für sein ganzes Leben an sie zu binden.¹⁾

Mit einem klaren Programm war der Markgraf aus London zurückgekehrt: Franken und Schwaben sollten sich jetzt möglichst eng verbinden, auch für die Friedenszeit ein stehendes Heer beibehalten und in diplomatischen und militärischen Fragen geschlossen vorgehen. Schon war der Zutritt zur grossen Allianz und eine besondere Vertretung beim Friedenskongress in Aussicht genommen. War dies alles erreicht, dann wollte er diesen Bund über das ganze Reich erweitern und so endlich eine leistungsfähige Kriegoorganisation mit dem „miles perpetuus“ herstellen²⁾.

Dieser grossartige Plan und dieses äusserst schwierige Unternehmen des badischen Markgrafen ist um so staunenswerter, als er von vornherein auf jede Mitwirkung der beiden höchsten Gewalten des Reiches verzichtete, verzichten musste. Dass der Reichstag unfähig war, ist bekannt; auch der Name des Kaisers blieb ganz aus dem Spiele! „Des Kaisers Generalleutnant sucht ohne den Kaiser ein Reichsheer zu bilden“. In diesem Satze kann man die Bestrebungen Ludwig Wilhelms in den nächsten Jahren zusammenfassen!

Der Markgraf hatte, wie es schien, Erfolg. Der Frankfurter Kongress war die Geburtsstunde des Reichsheeres. Man hat viel über dieses Heer gespottet, und mit Recht; jedoch der Ursprung des Werkes verdient solchen Spott nicht. Man muss sich im Gegenteil wundern, wie in dieser trostlosen Zeit ein solcher Gedanke entstehen und von sechs Kreisen (Franken, Schwaben, Hessen, Bayern, Pfalz und Brandenburg) mit solcher Begeisterung erfasst und ausgeführt werden konnte. Franken und Schwaben hatten seit 1691 den einzig möglichen Weg eingeschlagen, um etwas zu erreichen, indem sie sich organisierten, und wenn bei ihnen und nach ihrem Beispiel bei anderen etwas von patriotischer Begeisterung zu sehen war, so war dies nur möglich, weil Ludwig Wilhelm sein Feldherrntalent und sein militärisches Organisationsgenie in den Dienst der vaterländischen Sache stellte und weil er in dem württembergischen Staatsmann Kulpis einen Patrioten und Diplomaten von uermüdlichem Eifer und grösstem Geschick gefunden hatte, der mit ihm eines Sinnes war.³⁾

Unterdessen bearbeitete Ludwig Wilhelm gemeinsam mit Kulpis die Reglements für die verschiedensten Zweige des Heerwesens. Da gab es neue Marsch- und Rechnungsordnungen, Reglements für das Kriegskommissariat, Zahlamt, Proviantamt; eine neue Kriegs- und Verpflegungsordonnanz wurde geschaffen, kurz alle Gebiete der Militärverwaltung wurden geordnet. Es fehlte schliesslich nur noch eines, das Exerzierreglement. Dazu hatte der Markgraf von allen Seiten die verschiedenen Exercitia kommen lassen: das kaiserliche, schwedische, englische, holländische, ferner das des verstorbenen Fürsten Waldeck u. a. Diese Sammlung von Kriegsordnungen diente bis ans Ende der Reichs- und Kreisherrlichkeit als Corpus militare.⁴⁾

Wegen des fortgesetzten Mangels an Truppen musste Ludwig Wilhelm zu künstlichen Mitteln greifen, welche im ganzen nächsten Jahrhundert der Kriegsgeschichte des Oberrheins den Stempel aufdrückten. Schon 1695 hatte er die Befestigungen von Sinsheim und Eppingen wieder herstellen lassen; jetzt beschloss er, eine Linie durch das offene Land von Pforzheim bis an den Neckar zu ziehen; es war die erste Linie, die am

¹⁾ Schulte, S. 181 f. ²⁾ Schulte, S. 228. ³⁾ Schulte, S. 348. ⁴⁾ Schulte, S. 231.

Oberrhein gebaut wurde. Diese „Eppinger Linien“, die aus Gräben, Redouten, Verhacken, Erdwerken, Schanzen und Holztürmen bestanden und zumteil heute noch deutlich zu erkennen sind, sollten die Schwarzwaldlinie von Rheinfeldern bis Oberkirch — von da bis Pforzheim trat das Gebirge als natürliche Festung dazwischen — an den Neckar fortsetzen und so der Rheinlinie, welche von Mannheim bis Basel in französischen Händen war, eine deutsche Schranke entgegenstellen; erst dann konnte und wollte der Markgraf die Basis seiner Operation nach Mainz verlegen, um von hier aus auf dem linken Rheinufer gegen Landau und das Elsass, also offensiv gegen Frankreich vorzugehen.¹⁾

Doch was sollten all diese Massregeln ohne den Besitz von Strassburg, „der Citadelle von ganz Deutschland“, wie Ludwig Wilhelm den alten Platz dem jungen Herzog von Württemberg gegenüber bezeichnete! Wie dachte er über dessen Restitution? Seit den Tagen, in denen Strassburg neben Konstantinopel der Brennpunkt der europäischen Politik zu werden begann, ist die Bedeutung dieser Festung kaum besser dargestellt worden als in einem Gutachten²⁾ des Markgrafen. „Für Deutschland,“ heisst es da, „dient diese Stadt zu nichts anderem als zu einer beständigen Versicherung des Friedens; für Frankreich ist es aber eine immer offen stehende Kriegspforte, woraus es, so oft es nur will, in das platte Land losbrechen kann. Nichts ist klarer, als dass Frankreich, so lange es Strassburg in seinem jetzigen Zustand zurückzugeben Ausflüchte macht, sich das Hauptmittel nicht entzogen wissen will, wodurch Deutschland und das ganze Reich von ihm nach eigenem Belieben überfallen werden kann.“³⁾ Eine eigentümliche Bestätigung erhielt diese Ansicht durch einen Brief, den wenige Monate später Vauban an Racine über den Wert von Strassburg und Luxemburg für Frankreich richtete: „Sie seien die besten Plätze Europas, Strassburg wiege mehr als das ganze übrige Elsass; es sei das festeste Magazin in Europa und sichere Frankreich den Rhein, niemals dürfe man in ihre Abtretung willigen!“

Klingt es nicht wie Frühlingsahnen, wenn Schenkendorf 1814 ähnliche Gedanken niederlegte in seinem Gedichte „Das Münster“, in dem er hoffnungsvoll Abschied nahm von dem deutschen Bau!

„Und ob wir wieder heimwärts gehen,
Wir wenden unsern Blick,
Wir schauen nach des Wasgaus Höhen,
Wie nach dem Turm zurück.

Die Bundesfahn in Feindeshand?
Der Turm in welscher Macht?
O nein, sie sind vorausgesandt
Als kühne Vorderwacht.

Wir retten euch, wir haben's Eil,
Vergass euch doch kein Herz,
O Wolkensäul', O Feuersäul',
Schaut immer heimatwärts.

¹⁾ Schulte, S. 280 f. ²⁾ Konzept in Karlsruhe.

³⁾ Der Anfang des Gutachtens lautet also: „Dass ohne die Restitution der Stadt Strassburg das Röm. Reich Teutscher nation mit der Cron Frankreich keinen Frieden eingehen könne noch solle, ist eine so weltbekannte sache, dass darvon auch die allereinfältigsten zu discouriren wissen. Ja dass auch alle andere aequivalentien, alss da sind die Restitution Freiburg undt Breisach etc. dannoch gegen diesem ort, für dass ge-

Indes hier müssen wir abbrechen, so sehr es uns gelüstet, die weiteren Ereignisse, besonders Ludwig Wilhelms Pläne und Bestrebungen vom Ryswicker Frieden an, seine Bewerbungen um die polnische Königskrone, seine Enttäuschungen in den Friedensjahren, seine Tätigkeit im spanischen Erbfolgekriege¹⁾ zu schildern.

Glücklich der Sieger, der im Zenith seines Ruhmes stirbt. In der Stiftskirche²⁾ in Baden, die 400 Jahre (1391—1793) als Begräbnisstätte des badischen Regentenhauses diente, finden wir das Grab unsers Helden sowie das Denkmal, das grösste und reichste des Chores, das ihm sein Sohn Ludwig Georg aus kindlicher Liebe setzte.

Darauf lesen wir die Inschrift:

„Mache Halt, o Wanderer,
beim glorreichen Siegesdenkmal des Todes und des Krieges,
welches seinem Vater
Ludwig Wilhelm
aus kindlicher Liebe und Dankbarkeit
Ludwig Georg errichtet hat.
Er war der badischen Markgrafschaft und fast dem ganzen
Erdkreis geschenkt und geboren,
Ein Bezwingen der Ungläubigen, des Reiches Beschützer,
der Hort Deutschlands, der Feinde Schrecken;
ein ruhmwürdiger Heerführer,
der immer gesiegt hat, nie besiegt wurde,
ausser vom gemeinsamen Schicksal,
welches auch den grossen Helden nicht verschont hat.
Möge Gott ihm gnädig sein in Ewigkeit.“

Dieses „gemeinsame Schicksal“ war ein zweifaches. Den Markgrafen hatte die totbringende Kugel in 57 Schlachten und Gefechten während 27 Feldzügen geflohen. Auf dem Krankenbette musste er gramerfüllt dahinsiechen. Ein schweres Gichtleiden suchte den Feldherrn heim, der ein Viertel seines Lebens in Feldlagern zugebracht hatte. Die Wunde vom Schellenberge wollte nicht heilen, und 1705 musste er mitten im Feldzuge das Bad Schwalbach aufsuchen. So war er vor der Zeit gealtert. Dazu kam eine gewisse Verbitterung, die sich seiner zum Misstrauen geneigten Natur immer mehr bemächtigte. Da waren es vor allem die Mängel im Heere, denen abzuhelpen überall der gute Wille und die nötige Opferwilligkeit fehlte. In der Ergebenheit gegen das Haus Oesterreich aufgewachsen, dem Kaiser persönlich zugetan, sah sich Ludwig Wilhelm, der treueste Diener des Erzhauses, der verdienteste der kaiserlichen Generale, in verschiedenen poli-

meine Beste des Röm. Reichs in keine Comparaison kommen mögen, ist meines wenigen erachtens eben auch ein ding, daran kein redlich teutsch gesinnter zweifeln kan, die Ursache lieget Männiglichen dar vor augen, massen Strassburg, so lang es in der Cron Frankreich Händen ist, solchen jederzeit zu einem sammelplatz gegen teutschland dienet, woraus dieser unter dem Praetext einer starcken garnison mit 20 undt mehr 1000 Man so oft als jener nur wil überfallen werden kan.“ Schulte II², Quellen No. 101.

¹⁾ Roeder v. Diersburg, Kriegs- und Staatsschriften des Markgrafen Ludwig Wilhelm v. Baden über den spanischen Erbfolgekrieg, Karlsruhe 1850.

²⁾ Die kathol. Stiftskirche in Baden-Baden als Begräbnisstätte der Fürsten des Hauses Baden-Baden.



Grabmal des „Türkenlouis“.

tischen und militärischen Fragen in einen unversöhnlichen Gegensatz zur kaiserlichen Politik gesetzt.¹⁾

Wo er mit Entschiedenheit zum Besten des Vaterlandes eingreifen wollte, befand er sich mit den in Wien herrschenden Grundsätzen und massgebenden Personen im Widerspruch. Sein aufrichtiges Bestreben, durch eine engere Verbindung der vorderen Reichskreise die Grundlage einer leistungsfähigen Armee zu schaffen, fanden am kaiserlichen Hofe keinen Beifall und wurden sogar von dort aus möglichst gehemmt. Als die polnischen Grossen dem badischen Markgrafen wegen seines Ruhmes und seiner Verdienste die Königskrone anbieten wollten, wurde er vom Reichsoberhaupt keineswegs so unterstützt, wie er es nach seinen dem Kaiser und Reich geleisteten Diensten, über denen sein eigenes Land dem Ruin entgegenging, beanspruchen konnte. Ja, so gross die Erwartungen waren, die man an die Assoziation der Kreise geknüpft hatte, so gering war der Erfolg, als es galt, Ernst zu machen. Der Frankfurter Kongress scheiterte und damit das mühevollen Werk der Assoziation²⁾. Vergessen waren alle Pflichten gegen das Vaterland, vergessen alle Reden über gegenseitige Hilfe: das Reich wurde zum unglückseligen Frieden gezwungen.

So siechte der edle Markgraf rasch dahin, krank am Körper, verbittert in seiner Seele. Und als er in dem von ihm im Stile des Versailler Schlosses erbauten Schlosse zu Rastatt³⁾ die Augen schloss, da trauerte nicht Europa, ja nicht einmal das eigene Vaterland um ihn. Wie von einem Mann, der ausgelebt hat und keinen Gewinn mehr verspricht, so nahm die Welt von dem erst 51jährigen Fürsten Abschied. Sein Vetter, Prinz Eugen, „der edle Ritter“, und Marlborough waren die Helden des Tages. Das Andenken an den badischen Markgrafen ging im deutschen Volke, für das er sein Leben liess, fast unter. Wenn der Bewohner der gesegneten oberrheinischen Fluren sich an den Erbauer des Rastatter Schlosses erinnert, so denkt er gewöhnlich an den „Türkenlouis“; die Kriege, welche derselbe Feldherr auf badischem Boden für die Heimat führte, sind beinahe vergessen.

So ist Ludwig Wilhelm in der Zeit des tiefsten Niederganges des deutschen Volkes einem tragischen Geschick erlegen. Rasch führte das Glück den Jüngling zur Sonnenhöhe empor und streute dem Manne verschwenderisch Ruhm und Sieg auf den Weg, um ihm später wieder allen Glanz dadurch zu entziehen, dass es ihn an der Aufgabe scheitern liess, sein Vaterland wenigstens in militärischen Dingen zu einigen und zum Siege zu führen. Gerade in dem Streben, ein einheitliches Heer zu schaffen und dem Reiche wieder die alte Machtstellung am Oberrhein zu erringen, ging er zu Grunde; ihm brach, wie später so manchem andern Deutschen, das Elend des damaligen Reiches das Herz. Da er es versuchte, eine in seiner Zeit unlösbare Aufgabe zu lösen, zerschellte seine

¹⁾ So schrieb Ludwig Wilhelm am 30. April 1706 in heller Verzweiflung an den Kaiser: „ohne Armee, ohne Geld, ohne Proviant, ohne alle übrigen Requisiten habe er nicht Ursache, grosse Hoffnungen zu hegen.“ — Im Juli rief der Kaiser vier seiner Regimenter nach Ungarn. — Am 28. August erklärte trotzdem Kaiser Joseph dem Markgrafen in einem sehr ungnädigen Schreiben, „dass die Inaktion am Oberrhein unverantwortlich sei. Er solle ungesäumt den Rhein überschreiten, den Feind an der Lauter oder an der Moder überwältigen und so tief als möglich in Elsass eindringen. Der Augenblick sei günstig, der Feind gebiete nur über 13 000 Mann, während die Armee des Markgrafen 40 000 Mann stark sei.“ Dagegen berechnete Ludwig Wilhelm die Stärke des Feindes auf 25 000 Mann, während seine eigenen Truppen nur aus 14—15 000 Mann bestanden. v. Weech, S. 231.

²⁾ Schulte 520 f. ³⁾ von Beust, Beschreibung des Schlosses in Rastatt, Rastatt 1854.

Heldenkraft, und in fast nutzloser Arbeit verbrauchte er seine letzte Faser, er, der seine höchste Ehre in der Erhöhung und Einigung seines zerrissenen Vaterlandes gesucht hatte!

Die neuere Geschichtsforschung hat den Markgrafen, sein Leben und Streben nach den Quellen beleuchtet und sein Andenken aufgefrischt. Das österreichische Heer setzte dem Helden auf dem Schlachtfelde von Szlankamen ein Denkmal; der deutsche Kaiser verlieh einem badischen Infanterieregiment den Namen Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden, und im Oktober vorigen Jahres wurde in Rastatt das Jubiläum gefeiert, das unser Grossherzog und unser Erbgrossherzog durch ihre Anwesenheit auszuzeichnen die Gnade hatten.

Ausserdem wurde im letzten Jahre auf dem Tüllinger Berg von dem Offizierskorps des 3. Badischen Infanterie-Regiments Markgraf Ludwig Wilhelm No. 111 ein Denkstein zur 200jährigen Gedächtnisfeier der Schlacht bei Friedlingen errichtet. Die Enthüllungsfeier war eine militärische Festlichkeit, zu der die Grossherzoglichen und Erbgrossherzoglichen Herrschaften erschienen waren. Dem Denkstein gegenüber stand das Offizierskorps des Regiments Markgraf Ludwig Wilhelm. Als Ehrengäste waren anwesend vier österreichische Offiziere aus Innsbruck und Budapest, wo das K. u. K. Infanterie-Regiment Ludwig Wilhelm I. Markgraf von Baden No. 23 steht. In einer längeren Rede entwarf der Regimentskommandeur Oberst du Fais ein lebendiges Bild von der Schlacht bei Friedlingen-Tüllingen (14. Oktober 1702) und feierte dann in grossen Zügen mit hoher Begeisterung „die hehre Gestalt des edeln Zähringerfürsten, des Markgrafen Ludwig Wilhelm fürstliche Durchlaucht.“ In ihm erblickte er „den guten Geist des damaligen unglückseligen zerrissenen deutschen Reichs, dessen staatsmännischer und soldatischer Genius schon damals in der Zusammenfassung der bestehenden 275 Kontingente zu einem einheitlichen Reichsheer und in der Wiedererrichtung der alten Machtstellung des Reiches am Oberrhein das einzige Heil erkannt hatte“, und hob besonders hervor, wie gerade in neuerer Zeit in erster Linie unser Grossherzog es gewesen sei, welcher auf die hohen Verdienste seines erhabenen Ahnherrn um das deutsche Vaterland hingewiesen habe.

Darauf trat seine Königliche Hoheit der Grossherzog in die Mitte und hielt folgende Ansprache:

„Ich spreche meinen Dank dem Regiment Markgraf Ludwig Wilhelm aus dafür, dass es uns Gelegenheit gegeben hat, hier zu erscheinen und dieser schönen Feier für den ruhmreichen Markgrafen anzuwohnen. Ich möchte mit Ihnen gemeinsam der Zeit gedenken, deren Gedächtnis wir heute feierlich begehen. Sie alle wissen, was Markgraf Ludwig Wilhelm gewesen ist, und was er getan hat. Aber ganz besonders hervorzuheben ist, dass er schon früh daran dachte, eine einheitliche Führung des deutschen Heeres anzubahnen. Sie wissen, dass er das Vertrauen des Deutschen Kaisers besessen hat, und dass er dadurch in Gemeinschaft mit seinem Heere das zustande brachte, was uns hier auf diesem entscheidenden Punkte zusammengeführt hat. Was er erreicht hat, ist noch heute fühlbar, sofern es ihm gelungen ist, den Gegner vollkommen zu beseitigen. Wenn wir heute dieser Zeit gedenken, indem wir dem grossen Feldherrn ein Denkmal setzen, so geben wir unseren dankbaren Gefühlen dadurch den besten Ausdruck, dass wir an das Oberhaupt des Deutschen Reiches, an das Oberhaupt

des deutschen Heeres denken. Meine Freunde! Viele unter uns haben die Kämpfe miterlebt, die erst ein Deutsches Reich möglich machten. Wir alle leben von den Früchten dieser Zeit. Wir haben die Pflicht übernommen, für die Erhaltung, Stärkung und Befestigung des Gewonnenen zu wirken und mit einzustehen. Möge es uns allen vergönnt sein, noch in langen Jahren dieses Gelöbnis zu halten, um dem Wahlspruch des Markgrafen Ludwig Wilhelm folgen zu können, aber wenn es gilt, dann auch mit Kraft aufzutreten, um das zu erhalten, was in den Jahren 1870/71 gewonnen worden ist.“

Wer die Ereignisse von 1870 miterlebt oder studiert hat; wer einmal auf den grossen Schlachtfeldern von Elsass und Lothringen — mir schwebt besonders Gravelotte und St. Privat vor — stand; wer sich des geeinten deutschen Reiches erfreut, in dem sich die höchsten Lebensaufgaben erfüllen lassen; wer weiss, welche Friedensgarantie unser ausgebildetes, schlagfertiges Heer in seiner einheitlichen Führung bietet; wer sich erinnert, dass das alte Strassburg mit dem Elsass wieder deutsch geworden ist; wer die wechselnden Ereignisse der letzten 200 Jahre an seinem Geist vorbeiziehen lässt: der kann und darf und will des edlen badischen Markgrafen Ludwig Wilhelm nicht vergessen, der vieles von dem gewollt und erstrebt hat, was vor 30 Jahren endlich unter König Wilhelm und seinen grossen Beratern, besonders Bismarck, Moltke und Roon auf blutgetränkten Schlachtfeldern errungen wurde, der versteht unsern Grossherzog, wenn er in seinen Reden immer wieder darauf hinweist, doch ja nie zu vergessen, wie das alles geworden ist. Darum ist es unsere heilige Pflicht, in unserer so raschlebigen, vergesslichen Zeit insbesondere unserer Jugend auch die traurigen Zeiten der Vergangenheit vorzuführen, damit wir uns aufrichtig der Gegenwart erfreuen.

Wenn wir aber all dieses bedenken und beherzigen, dann richten sich von selbst unsere Blicke auf unsers Kaisers erhabene Majestät, der uns den Staatsgedanken verkörpert, der Nord und Süd in seiner Person und in seinem Wirken in Einheit zusammenschliesst, auf ihn, den Schirmer des Reiches, den Erhalter des Friedens, den Hort des lieben deutschen Vaterlands, dem der Auf- und Ausbau des Reiches im ganzen wie in all seinen Teilen nicht bloss Pflicht, sondern Herzenssache, dem das Wohl seines Volkes oberstes Gesetz ist. Und wir erheben Herz und Hand nach oben, zu Gott, dem Geber alles Guten und bitten und beten mit Inbrunst:

„Domine, salvum fac Imperatorem nostrum Guilelmum secundum“.

Und im Gebete keimt in uns aufs neue das Gelöbnis unentwegter Treue und der feste Entschluss, zum Kaiser zu stehen, nicht nur in Worten, sondern vor allem in männlicher Gesinnung und heiliger Liebe zum Vaterlande.

Um nun allen unsern Wünschen in patriotischem Geiste den richtigen Ausdruck zu geben, bitte ich Sie, mit mir einzustimmen in den Ruf: „Seine Majestät, der deutsche Kaiser Wilhelm II., der Mehrer des Reiches und Förderer des Friedens, er lebe hoch! hoch! hoch!“

